

**Zeitschrift:** Schweizerische Taubstummen-Zeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme  
**Band:** 19 (1925)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Warum man den Weizen stückt  
**Autor:** Giger, Babetta  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-923029>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 14.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zur Belehrung

### Warum man den Weizen stüdt.

Kürzlich sind wir bei unserem Weizenacker gewesen. Da haben wir gesehen, daß ein Teil des Weizens auf der halben Höhe abgemäht worden war. Wir erschrocken ein wenig und meinten, Willi hätte da am falschen Ort grasen wollen. Allein Papa hatte ihm befohlen, den Weizen zu stücken oder zu stuzen. Der Weizen war eben zu mastig geworden. Die Halme wären eben geknickt im Wettersturm. Der Weizen wäre umgefallen und die Aehren wären am Boden verfault mit samt dem Stroh.

Nun aber hat Willi den Weizen gestuzt. Der Halm wird nun holziger und stärker. Die Blätter werden weniger mastig. So kann der Weizen dem Wettersturm besser widerstehen. Er wird nicht einfach umgelegt beim ersten Platzregen. Die Halme bleiben stehen und die Körner können ausreifen.

Allein beim Stuzen des Weizens muß man vorsichtig sein. Man darf mit der Sense nicht zu tief mähen. Sonst schneidet man mit dem Halm auch die Aehre ab. Dann hat man im Sommer nur ein leeres Strohfeld.

Babetta Giger,  
Schülerin der Taubstummenanstalt Bettingen.

## Zur Unterhaltung

### Aus dem Leben eines Taubstummen.

(Fortsetzung).

Jahr um Jahr verging und Wilhelm war und blieb derselbe treue und fleißige Gefelle. Alle Burschen des Städtchens kannten ihn, man stieß sich an und sagte von ihm: Der da vorbei geht, der saubere, nette Bursche ist taubstumm, aber ist seinem Meister so lieb, wie der beste Hörende. Oft traf es sich, daß Wilhelm in Gesellschaft mit Frauen und Töchtern von Bekannten aus dem Gesellenverein zusammentraf. Da dachte er an die liebe Mutter und Schwester daheim und war artig und liebenswürdig gegen die Frauen. Wenn er so oft Gelegenheit hatte, das Familienglück der Bekannten kennen zu lernen, so regte sich in ihm wohl auch das Herz, stieg in ihm der Gedanke auf nach einem eigenen Heime. Aber

die Vernunft siegte bei ihm. Der edle Freiherr, sein guter Lehrer, war vernünftigerweise auch Junggefelle geblieben. Er hatte ihm an das Herz gelegt: Heiratsgedanken sich aus dem Kopfe zu schlagen, denn das Glück sei in Ehen Taubstummer selten ungetrübt. Man wisse selten, ob die Taubheit nicht angeboren sei, auch wenn die Eltern anders berichten. Wenn auch nur ein Teil angeborene Taubheit hat, so ist die Gefahr der Ertaubung für die zu erwartenden Kinder nicht minder groß. Aber wo irdische Liebe versagt bleibt, da geht oft eine himmlische Liebesglut auf. Und daheim betete eine fromme Mutter Tag um Tag: „O Gott, bewahre meinen lieben Wilhelm vor böser Gesellschaft“. Und so geschah es. Burschen, die ihr Geld ins Wirtshaus trugen, anstatt auf die Sparkasse, die halbe und ganze Nächte nicht zu Bett kamen, die am Sonntage dem Gottesdienst fernblieben und lieber Ausflüge machten, die schimpften auf Religion und Priester, waren nicht Wilhelms Freunde.

Eines Morgens überreichte ihm der Briefträger einen Brief. Der Poststempel hatte den Aufdruck: Frankfurt a. Main. Auf der Rückseite stand: Absender: Peter Hausmann, Hausfierer. „Ei, sieh da,“ dachte Wilhelm, „also in Frankfurt, in der Großstadt steckst du? Hast es weit gebracht vom Westerwald hoch oben bis in die Mainebene. Ist eigentlich kein Emporkommen, sondern ein Herunterkommen! Was mag der Schulkamerad zu melden haben? Sahrelang habe ich nichts von ihm gehört, als er daheim bei Vater und Mutter die Landwirtschaft betrieb. Nun, laß sehen! Er öffnete den Brief. Er war vier Seiten lang und enthielt allerlei Interessantes.

Wilhelms Freund schrieb wie folgt:

Lieber Freund Wilhelm! Du wirst dich wundern, wenn du aus der Großstadt Frankfurt von mir ein Lebenszeichen erhältst. Du glaubtest wohl, ich wäre noch daheim bei Mutter. Ich habe dem Dorf Lebewohl gesagt. Da hörte und sah man nichts von der Welt, das war langweilig. Ich griff zum Wanderstabe und landete hier, wo es mir sehr gut gefällt. Da habe ich ein schöneres Leben, als daheim hinter dem Pflug herzutappen und mich mit störrigen Ochsen abzuplagen. Hier gehe ich Tag um Tag fein wie daheim am Sonntag und habe angenehme Gesellschaft im Taubstummenheim Frohsinn. Beim Kegelschieben habe ich neulich den ersten Preis bekommen in Form eines prächtigen Bierhum-pens. Daraus sollst du einen kräftigen Schluck